



Im Jahr 1992 verliebt sich der Weltbankexperte Paul Alexander Ott in einer russischen Provinzstadt in seine Übersetzerin Tatjana, die sich als KGB-Agentin entpuppt. Sechs Jahre später übernimmt er die Leitung eines von Deutschland geförderten Projektes für Milchwirtschaft im Gebiet Moskau. Dabei gerät das Paar in das Mahlwerk von Betrug und Korruption bei EU-finanzierten Hilfsprogrammen.

Bei Otts Abschiedsparty wird sein guter Freund, ein führender russischer Experte, tödlich verletzt. Ist der tödliche Unfall ein Unglück oder Mord? Warum steckt man danach Ott in Untersuchungshaft?

Ein fesselnder Roman, der tiefe Einblicke in das Ausmaß von Betrug und Misswirtschaft bei EU-Projekten und Subventionen gibt.

PAUL ALEXANDER OTT, 1939 in Ulm geboren, arbeitete über drei Jahrzehnte als landwirtschaftlicher Entwicklungsexperte, davon fünf Jahre für die deutsche Entwicklungshilfe in Nordafrika, 24 Jahre für die Weltbank in Washington, DC und danach als Partner einer deutschen Consultingfirma für tierische Produktion in den Ländern des ehemaligen Ostblocks.

Paul Alexander Ott

**Das Band  
aus Elefantenhaaren**

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm  
unter [www.buchmedia.de](http://www.buchmedia.de)

#### Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Oktober 2007

© 2007 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-280-2

# Inhalt

Prolog .....	7
I. Am Bodensee .....	11
II. Der Mantelaufhänger .....	22
III. Findung .....	25
IV. Warten auf Alexander .....	51
V. Warten auf Tatjana .....	59
VI. Fliegen .....	67
VII. USA – Northern Virginia .....	73
VIII. Auf der Fahrt nach Moskau .....	77
IX. Moskau Oblast .....	91
X. Fantomes Nocturnes .....	172
XI. Auf Alexanders Hügel .....	194
XII. Die Fallstudie .....	202
Epilog .....	212
Literatur .....	219



# Prolog

**D**er der Allgemeinheit jährlich durch Korruption entstehende Verlust beträgt nach Schätzungen der Weltbank<sup>1</sup> und Transparency International<sup>2</sup> ca. 1.000 Milliarden Dollar, wobei der Kreis der Täter nicht nur in der Wirtschaft und dem organisierten Verbrechen, sondern auch bei Privatpersonen zu suchen ist. Dieser Betrag entspricht in etwa den Kosten weltweiter Rüstungsausgaben. Die Korruption tritt verstärkt in schlecht funktionierenden Mangelwirtschaften und internationalen Organisationen auf und ist eine der Haupthindernisse für wirtschaftliche und soziale Entwicklung.

Einer der Hauptgründe für Korruption und Vetternwirtschaft bei der Vergabe von EU-finanzierten Projekten und Studien ist in der Verharmlosung der Delikte zu sehen, dabei richten sie schwere direkte und indirekte Schäden an, nicht zuletzt schädigen sie den Ruf westeuropäischer Länder. So kommt zum Beispiel der Bericht des Europäischen Rechnungshofes in Luxemburg vom 20. April 2006 zu dem Schluss, dass *die EU-Hilfe für die Russische Föderation im Zeitraum 1991 bis 2006 in Höhe von 2,8 Milliarden Euro mit dem Ziel, mit Beratungen und Studien einen Beitrag zur ökonomischen und politischen Umgestaltung zu leisten, häufig völlig wirkungslos verpufft ist*. Darüber hinaus kostet den europäischen Steuerzahler der durch Betrügereien bei

<sup>1</sup> Weltbank: Multilaterale Entwicklungsinstitution der Vereinten Nationen mit 184 Mitgliedsländern und Sitz in Washington, DC, USA. Weltweit größter Geldgeber zur Finanzierung von Projekten in Entwicklungsländern in fast allen Sektoren mit Niedrigzins und zinsfreien Darlehen sowie Schenkungen mittels Verkauf von Pfandbriefen und Spenden der reichen Länder. Führt auch analytische und beratende Funktionen durch. Hat etwa 10.000 Mitarbeiter, davon etwa 3.000 in 109 Länderbüros. Pro Jahr werden 20 bis 30 Milliarden Dollar neue Kredite vergeben, oftmals unter Nichtbeachtung wirtschaftlicher Kriterien und Schuldentragfähigkeit der Empfängerländer. Tatsächlich von diesen abgerufene Kredite sind wesentlich niedriger. Rückzahlungsrückstände der Kreditnehmer werden in regelmäßigen Abständen erlassen. So werden nach Weltbankangaben über die nächsten vier Jahrzehnte ab dem 1. Juli 2006 erneut Schulden im Umfang von 37 Milliarden Dollar in mehr als 40 Ländern gestrichen.

<sup>2</sup> Transparency International (TI): Internationale Nicht-Regierungsorganisation, gegründet 1993, die inzwischen in fast 100 Ländern lokale und internationale Korruption bekämpft.

Exporterstattungen entstandene Verlust Jahr für Jahr Hunderte Millionen Euro.

Es brauchte den EU-Wirtschaftsprüfer-Assistenten Paul van Buitenen<sup>3</sup>, der mit seinen Enthüllungen über Vetternwirtschaft, Betrug, Korruption und manipulierte Ausschreibungen zum ersten Mal für einen öffentlichen Aufschrei sorgte und damit maßgeblich zum Sturz der EU-Kommission im März 1999 beitrug. Doch das Spiel geht weiter bis zum heutigen Tag, da effiziente Bekämpfungseinrichtungen fehlen und Delikte, wenn überhaupt aufgedeckt, als Kavaliersdelikte gelten oder kaum bestraft werden.

Mechanik und Folgen von Korruption, Vetternwirtschaft und Betrug bei EU-finanzierten Hilfsprogrammen und beim Export subventionierter EU-Agrarexporte am Beispiel der Russischen Föderation sind Hauptthema dieses Romans. Die geschilderten Ereignisse und Orte enthalten fiktive Szenen, wenn ich meine, dass diese das Verständnis der Problematik

<sup>3</sup> Paul van Buitenen, EU-Saubermann: Mit seinen Dossiers über Misswirtschaft, Korruption und manipulierte Ausschreibungen sorgte der niederländische EU-Wirtschaftsprüfer-Assistent für jede Menge Wirbel, die maßgeblich zum Sturz der EU-Kommission im März 1999 beitrugen. Dies brachte ihm eine Amtssuspendierung, aber auch die Wahl zum »Europäer des Jahres 1999« und den europäischen Steuerzahlerpreis ein. Paul van Buitenen, für viele seiner Landsleute ein Volksheld, galt bei Journalisten und EU-Abgeordneten als Märtyrer der Eurokratie, denn das Brechen der amtlichen Verschwiegenheitspflicht fügte ihm großen persönlichen Schaden zu.

Auch in der Nachfolge-Kommission unter Romano Prodi drang van Buitenen nicht durch. In 2002 hängte er seinen Job bei der EU an den Nagel und überwachte in der holländischen Provinz die Finanzen der Polizei. Doch seit seinem Weggang von der EU, so ist van Buitenen überzeugt, »hat sich nicht viel getan, auch wenn das die Kommission behauptet«. So seien die Kontrollbehörden innerhalb der EU bis heute schwächer als in den Mitgliedsländern. Ein Zustand, den van Buitenen mit seiner Partei *Europa Transparent*, für die er seit 2004 Abgeordneter im Europaparlament ist, ändern will: »Wir werden darauf hinarbeiten, dass Europa Kontrollgremien erhält, so wie es sie auch in den einzelnen Mitgliedsländern gibt. Damit die Leute wissen: Da wird normal gearbeitet und normal bezahlt. Schließlich haben die EU-Bürger das Recht darauf, zu wissen, wo ihre Gelder hingehen.« In seinen 14 Jahren als EU-Beamter habe er »dort alles gemacht, was ich machen kann«. Er habe Berichte mit bis zu 5.000 Seiten Anlagen eingereicht, Befragungen mitgemacht und Bücher geschrieben. Aber das habe nicht die gewünschte Wirkung erzielt. Die will er nun als EU-Abgeordneter erreichen. Seine Partei will sich u. a. für eine europäische Staatsanwaltschaft einsetzen, die den Missbrauch europäischer Finanzmittel bekämpfen soll. Auch soll eine Meldestelle geschaffen werden, bei der »alle EU-Bürger Misswirtschaft mit europäischen Steuergeldern melden können«.

erleichtern. Mit Ausnahme der Namen von Personen, die in den Medien erwähnt wurden, sind die Namen der Akteure ebenfalls fiktiv. Hinter diesen stehen jedoch wirkliche Personen.

Die technisch-betriebswirtschaftlichen Aspekte dieses Romans entsprechen den Tatsachen, denn ich habe mein Leben lang mit Land- und Viehwirtschaft zu tun gehabt, die letzten 30 Jahre davon in Ländern des ehemaligen Ostblocks. Ebenso sind die geschilderte Mechanik und die Folgen krimineller Machenschaften bei EU-finanzierten Hilfsprojekten, Programmen und Interventionen real, denn ich habe, selbst Opfer dieser Machenschaften, diese aus erster Hand erfahren.

Korruption und Vetternwirtschaft lassen sich nur bedingt durch härtere Strafen verhindern. Die beste Prävention besteht in der Aufklärung der Bevölkerung und in der Vermittlung ethischer Werte. Pressefreiheit, investigativer Journalismus sowie kompetente Publikationen gelten daher als beste Präventivmaßnahme.



# I. Am Bodensee

Maruschka

Donnerstag, 21. Dezember 1944, 4:15 Uhr

**M**aruschka, wir müssen ihn jetzt ganz arg lieb haben«, hörte das Kind noch seinen Onkel sagen, bevor es fast augenblicklich einschlief.

»Da-da, ganz libb gabben«, antwortete sie und begann kaum hörbar zu weinen.

Onkel Ivo hatte das Kind in die Dachkammer hinaufgetragen. Es würde dort so lange bleiben, bis s' Hermännle, sein Sohn, wieder nach Hause kam. Er war seit beinahe zwei Jahren und sieben Monaten bei Charkow in der Ukraine vermisst.

Dicke Eisblumen bedeckten das kleine Fenster, das auf den Bodensee hinausschaute. Das Bett war viel zu groß für den erschöpften Sechsjährigen. Doch die federgefüllten Unter- und Oberbetten schenkten unendlich kuschelige Geborgenheit. Maruschka hatte zwei Bettflaschen hineingelegt. Eine kupferne für die Füße und eine aus Gummi für weiter oben. Seit Stunden hatte sie auf das Kind gewartet. Zweimal hatte sie schon siedend heißes Wasser nachfüllen müssen.

Wann wird es endlich kommen? Ob es überhaupt kommen wird? Die Warterei war kaum noch zu ertragen gewesen. Doch jetzt war das Kind da, und ihre Augen glänzten.

Der Zug hatte Verspätung. Als die beiden Nachtjäger kurz vor Friedrichshafen infernalisch heulend niederstießen, schubsten sich die Passagiere in wilder Panik in die Nacht und rannten um ihr Leben. Als die Flieger zurückröhren, um dem Zug den *Coup de Grâce* zu geben, hatte sie der Seewald bereits verschluckt. Ein Höllenlärm setzte ein, bis nur noch das schrille Zischen des aus der tödlich verletzten Lok herausschießenden Dampfs und das hysterische Jaulen aufgebrachtter Hunde zu hören waren. Dann herrschte Totenstille.

Vollmond illuminierte die klirrend kalte, glasklare Nacht.

»Geradezu ideal für diese verdammten Jabos«, zischte Onkel Ivo.

Als sich endlich ein Waldweg öffnete, blieb er stehen, um die Atmung zu beruhigen. Er drehte sich eine Zigarette aus selbst angebautem Tabak und Durchschlagpapier, zündete sie mit dem Feuerzeug an und inhalierte gierig, bevor er den Bodensee zu seiner Rechten spürte.

Nach ein paar hundert Metern kamen sie zur Straße, die zum Romanshorner Strand führte. Als sie das Ufer erreichten, drehte er sich noch einen Glimmstängel und steckte ihn an der Zigarettenspitze an. Dann bogen sie nach Osten in die gespenstische Nacht.

»Kannst du noch?«

»Klar«, hauchte das Kind.

Doch kurz darauf begann sein Händchen in Onkel Ivos abgearbeiteter Hand zu zittern. Er hing sich den Lodenmantel um, setzte das Kind auf den Arm und knüpfte über ihm den Mantel zu.

Das Kind hing regungslos an seinem Hals. Sein kreideweißes Gesichtchen schaute aus dem Mantelschlitz apathisch auf den stummen, schwarzen, mondbeglänzten Bodensee, wie ein kränkliches Kängurubaby aus dem warmen Beutel seiner Mutter.

Es sieht aus wie tot, durchzuckte es Onkel Ivo. Sein Magen verkrampfte sich. Er sah das verbitterte Gesicht seiner toten Frau. Vor zwei Wochen war sie verstorben, ohne zu kämpfen. *Grippe* schrieb der Leichenbeschauer auf den Totenschein. Onkel Ivo wusste es besser: Es war die Angst ums Hermännle gewesen. Sie konnte nicht mehr schlucken.

Er knetete die dünnen Beinchen in den selbst gestrickten, viel zu kurzen Wollstrümpfen, zog die durchgelaufenen Stiefelchen aus und schleuderte sie in die Uferböschung. Er legte noch einen Schritt zu. Das Kind lauschte seiner Stimme, die mit sich selber sprach, bis es vom Schlaf übermannt wurde.

Nach zwei Stunden erreichten sie den Hof. Breit hingelagert lag das alte Bauernhaus in Wurfweite zum Bodensee, flankiert von einer mächtigen Fachwerkscheune und einer Schnapsbrennerei, über der drei Knechtskammern lagen.

Josef, Onkel Ivos Melker, hatte bereits mit dem Morgenmelken begonnen.

Das Kind schlief. Es schlief auch noch am Abend, als ihm Maruschka einen Teller Suppe hochbrachte. Immer wieder kraulte sie die versengten Haare und küsste die Brandwunden auf dem aschfahlen Gesichtchen, bis das Kind endlich aufwachte. Dann setzte sie es auf den Nachtopf, wo es sein Geschäft blinzeln erledigte und sofort wieder einschlief.

»Er muss sich gesund schlafen«, sagte Onkel Ivo.

Als die Wintersonne am nächsten Tag im Zenit stand, erwachte das Kind. Voll Vertrauen bohrten sich große, kluge, leicht schräg stehende, dunkle Augen in sein Gesicht und lächelten ihm engelgleich entgegen.

»Nu, kak ty? Otopsalsja? Wie getts, Sascha?«, fragte Maruschka.

Wie seine Mutter hatte sie ihr kastanienbraunes Haar am Hinterkopf zu einem Knoten geschlungen.

Als das Kind endlich ausgeschlafen hatte, stand die Abendsonne im Begriff, den Bodensee in ein Flammenmeer zu verwandeln, an dessen Südufer sich die schneebedeckten Schweizer Alpen unter einem hellorange-farbenen Himmel nachtblau erhoben.

Das Kind stieg auf den Stuhl, hauchte ein Guckloch in die Eisblumen im Dachfenster und spähte hindurch.

»Heilig's Blechle«, entfuhr es ihm erstaunt.

Argwöhnisch kostete es einen Teller Borschtsch, bevor es gierig zu löf-feln begann, aß richtiges Bauernbrot mit Butter und Marmelade und trank warme Milch, die Maruschka mit Rahm verstärkt hatte.

Dann gingen sie in den Stall. Das Kind sog den Karamellduft von Heu und Grassilage tief in sich hinein und lauschte dem einschläfernden Wie-derkäuen der Kühe und dem in den Melkeimer spritzenden rhythmischen Strahl. Alles war so friedlich, so beruhigend, so normal.

Maruschka ließ ein quiekendes Ferkel in seine Ärmchen plumpsen. Das Kind jauchzte verzückt. Das Ferkel strampelte hysterisch quietschend, als ginge es um sein Leben. Das Kind presste es fest an sich und sprach beschwichtigend auf es ein, worauf sich das Ferkel beruhigte und mit verschmitzt seligem Lächeln in den Ärmchen des Kindes genüsslich hin und her wiegen ließ.

Nicht schlecht für ein Kind aus der Stadt, freute sich Onkel Ivo. Man kann etwas aus ihm machen. Vielleicht wird es einmal den Hof übernehmen.

Das Kind hatte für den schwächlichen Körper einen viel zu großen Kopf, seine weit nach vorn gewölbte Stirn ließ es wie einen Mongoloiden erscheinen.

Maruschka fütterte das Kind noch mit Apfelschnitzen und Walnussker-nen und gab ihm warmen Apfelsaft zu trinken. Dann packte sie es wieder in das viel zu große, warme Bett und küsste die versengten Augenbrauen über den traurig-fragenden Augen.

Onkel Ivo sprach das Abendgebet. Das Kind lächelte verkrampft und schlief ein.

Es träumte von den Kühen. Sie waren riesengroß, noch größer als die Elefanten im Zirkus. Weideglocken läuteten unter ihrem Hals. Es brauchte sich vor ihnen nicht zu fürchten, denn ihre großen, klugen, leicht schräg stehenden, dunklen, warmen Augen lächelten ihm engelgleich entgegen.

## Weihnachten

Montag, 25. Dezember 1944, 11:35 Uhr

Eine Woche war vergangen, seit Ulm am Sonntag, dem 17. Dezember 1944 gegen acht Uhr abends zum ersten Mal bombardiert worden war. Wie ein verrückt gewordenes Fohlen hüpfte das Kind in den neuen Stiefelchen zum Bodensee hinunter. Onkel Ivo hatte unter den Dielen der Dachbühne Leder hervorgezaubert und Schuhmacher Schupp hatte sie dem kleinen Alex angemessen. Als Weihnachtsgeschenk lagen sie noch gestern Abend unter dem silbrig strahlenden Christbaum. Maruschkas selbst gestrickte lange Strümpfe aus selbst gesponnener Schafwolle lagen neben einer kleinen Tafel Cadbury-Schokolade, die Onkel Ivo für einen Liter Schnaps eingetauscht hatte. Beseelt von der festlichen Stimmung schnallte er sich das Akkordeon seines Sohnes um, um sich an Weihnachtsliedern zu versuchen, wobei Alex sich mit leuchtenden Augen bemühte, ihm gesanglich zu folgen.

Der Wintersturm heulte in den Bäumen. Schwere, dunkle Schneewolken jagten einander. Der See toste. Von Gischt gepeitschte Wellen brachen sich donnernd am Ufer und liefen suchend den Strand hinauf.

*Petroleumlampen schnitten milchige Keile in den Luftschutzkeller. Das Kind sah in die weit aufgerissenen Augen seiner Mutter, die das Baby verzweifelt in den Armen hielt.*

*»Lebt da unten noch jemand?!«, schrie Herr Bechtle und riss das Kind an sich.*

*Es hatte noch immer das nasse Tuch gegen den Feinstaub der Sprengbomben auf sein Gesichtchen gepresst, so wie es ihm seine Mutter während der vielen Fliegeralarme der vergangenen Monate eingebläut hatte.*

*»Mama, Mama! Ich will meine Mama, ich will meine Mama«, röchelte das Kind, als sie es durch das frisch geschlagene Loch in der Brandmauer zum benachbarten Luftschutzkeller reichten.*

*»Renn! Renn so schnell du kannst!«, schrien die Helfer.*

*Sie hatten das Kind in ein nasses Leintuch gewickelt und jagten es den anderen hinterher, hinaus aus der tosenden Stadt. Die Hitze brannte in den Lungen. Das dröhnende Prasseln und der Sog der Flammen rissen das Kind mit sich fort. Die glutroten Silos der Aumühle brachen in sich zusammen, kurz nachdem Alex an ihnen vorbeigerannt war.*

*Ein Greis, auch er auf der Flucht, nahm das Kind keuchend bei der Hand und humpelte mit ihm den anderen Fliehenden hinterher.*

*Nach zwei Stunden erreichten sie Oberelchingen und wurden rührend von einer Bauernfamilie aufgenommen. Großmutter Gnann tröstete das wimmernde Kind. Sie reinigte sein Gesichtchen und salbte die Brandwunden mit Schweineschmalz.*

*Es war dem Kind, als ob die glutrote Aumühle über ihm zusammengestürzt und sein Leben für immer zu Ende sei.*

Wie in den Nächten zuvor träumte das Kind von weiß vermummten Menschen, die um ihr Leben rannten. Es rannte ihnen hinterher, so schnell es nur konnte. Der Abstand wurde immer größer, auch wenn es sich noch so anstrengte. Plötzlich war es alleine. Es war heiß, unausstehlich heiß. Der Atem ätzte die Lungen. Der Sog der Flammen riss es mit sich fort. Es wusste: Gleich stürzten die glutroten Silos der Aumühle über ihm ein. Es gab kein Entweichen. Und es war unausstehlich heiß.

»Mama, Mama, ich will meine Mama!«

»Iss gutt, Sascha, uspokoisja, iss gutt, alles gutt.«

Maruschka drückte das bebende Kind an ihre Brust und wiegte es hin und her.

»Baju-bajuschki-baju, baju-bajuschki-baju, spi mladjenets, moj prekrasnyi, bajuschki-baju«, immer wieder setzte sie mit ihrer warmen Altstimme ein, bis das schweißgebadete Kind aufgehört hatte, in ihren Armen zu zittern. Anschließend bettete sie es in das warme, viel zu große Bett, drei, vier Mal pro Nacht, wochenlang. Doch dann schrie das Kind immer seltener nach seiner Mama, wenn es schweißgebadet aus dem Schlaf gerissen wurde, und die Intervalle zwischen den Alpträumen wurden schließlich ständig länger. Nach ein paar Jahren erkannte das Kind den Alptraum früh genug, um rechtzeitig aufzuwachen, bevor der Sog der Flammen es mit sich reißen konnte.

1945 war angebrochen und brachte allerschreckliche Zeiten für die Menschen am Bodensee. Friedrichshafen und die Waffenschmieden am See lagen schon längst in Schutt und Asche. Bombengeschwader brummen grollend über den See, Nacht für Nacht. Die Flak hämmerte in den hell erleuchteten Nachthimmel wie 100.000 Pressluftschlämmer. Laut aufjaulende Luftkämpfe tobten. Jabos schossen erbarmungslos auf alles, was sich bewegte. Flugzeugteile trudelten vom Himmel, manchmal gefolgt von Piloten an Fallschirmen.

Als die ersten Kirschbäume ihren linden Duft verströmten, war das Schlimmste vorbei. Die Bomber flogen schon seit Monaten unbeeindruckt am helllichten Tag, ein Geschwader nach dem andern, Netze kleiner Silberkreuze gleichend. Notabwürfe trafen aufs Geratewohl. Oberstudienrat Weishaupt hatte das Brückensprengen eingestellt und bereitete seine Schüler lieblos auf den Endkampf vor.

## Die Fahne hoch

Samstag, 29. April 1945, 16:15 Uhr

Als die Kirschblüte in den letzten Zügen lag, näherte sich ein tiefes Grollen von Westen her.

»Die Franzosen kommen!«, schrien sich die Leute zu und drängten sich in die Kirche, um den schmerzhaften Rosenkranz zu beten; das Grollen wurde lauter, kam bedrohlich nahe – und flaute endlich abrupt ab.

Und dann geschah etwas Außergewöhnliches. Plötzlich sang ein Männerchor *Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen* ...

Bedächtig traten sie ins Freie und versteinerten, denn das Lied kam aus dem ersten der vier Schützenpanzer, an dessen Antenne die Trikolore flatterte. Nach der dritten Strophe sprach dieser Panzer auch noch allerbestes, vom knackenden Knistern des Lautsprechers fürchterlich verstümmeltes Schwyzerdütsch. Trotzdem verstanden sie ihn: Sie waren ja Alemannen.

Pfarrer Reich schwang das weiße Altartuch. Ein drahtiger Offizier in Khaki entglitt dem ersten Schützenpanzer, barhäuptig, errötend lächelnd, als wolle er sich für das Ganze entschuldigen, salutierte und küsste den Pfarrer links-rechts-links auf die Wangen. Verdattert bekreuzigte sich der gnädige Herr und erglühte. Damals hätte höchstens der Teufel da unten am Bodensee einen Mann in aller Öffentlichkeit abgeküsst.

»Das sind ja gar keine Franzosen«, stotterte jemand. »Das sind die Fremdenlegionäre.«

Der Offizier zuckte grinsend mit den Schultern.

Frau Ammann lachte hysterisch, und unversehens lagen sich die Menschen in den Armen. Endlich war alles vorbei.

Die Legionäre mischten sich unter die Menge. Sie waren ja Profis. Sie wussten: Die da würden keinen Unsinn mehr machen. Die da waren gute, fürchterlich erschöpfte Menschen. Wie sie selbst. Man schüttelte sich die Hände und klopfte sich auf die Schultern. Toni, der kleine Schweizer Legionär, war der Allergrößte an diesem friedvollen Frühlingsabend. Wie wären sie ohne ihn je zurechtgekommen?! Er fühlte sich ja auch beinahe zu Hause, denn dort drüben am gegenüberliegenden Ufer lebte seine Mutter.

Nur ein paar Alte schauten missbilligend auf das muntere Treiben.

*Danket dem Herrn, denn er ist gut* spielte die Orgel. Schuhmacher Schupp zog alle Register. *Großer Gott wir loben dich* dröhnte es aus der Kirche. Die einzige Glocke, die nicht zum Einschmelzen musste, die kleinste von allen, stimmte mit ein. Doch ihr Gebimmel hatte gegen die sich aufbäumende Barockorgel nicht die geringste Chance.

»Sie können bei mir Quartier schlagen«, schlug Onkel Ivo vor und nahm